

Aggression und Katharsis

Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne

Symposium des SFB „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“
Karl-Franzens-Universität Graz, 18. bis 20. Oktober 2001

Das alljährlich stattfindende Symposium des Grazer Spezialforschungsbereichs (SFB) „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“ war in diesem Jahr dem Thema Erster Weltkrieg gewidmet. Die Tagung griff die zur Zeit intensive internationale Forschung – man könnte von einer Wiederentdeckung sprechen – zum „Großen Krieg“ explizit unter einer kulturwissenschaftlichen und modernetheoretischen Perspektive auf. Ein Band, in dem die schriftliche Fassung der Vorträge publiziert ist, ist für den Herbst 2002 geplant.

Wie die Soziologin Sabine Haring und der Historiker Werner Suppanz einleitend erläuterten, sollte der Erste Weltkrieg als Modell für primär zweierlei Codierungen der Moderne betrachtet werden: Moderne einerseits als „große Erzählung“ vom Fortschritt, als Weg in eine Zukunft ohne Krieg und Unterdrückung, und andererseits als Modernisierung im Sinne einer Effizienzsteigerung und Rationalisierung, nicht zuletzt von Gewalt. Diese Tendenz erweise sich als vereinbar mit Diskursen, die den Krieg als „moderne Suche nach einer anderen Moderne“ (Hans Joas), d. h. frei von „Dekadenz“, „Nervosität“ oder „Überfeinerung“, idealisierten. Vorstellungen vom „Kulturkrieg“, vom Krieg zwischen „Kultur“ und „Zivilisation“, wie sie Politiker, Intellektuelle und Künstler in verschiedenster Form zum Ausdruck brachten, waren stark von diesen Konzepten geprägt. Die Beiträge wurden dabei um drei zentrale Fragestellungen fokussiert, nämlich um 1) Krieg und Gewalt in der Modernetheorie, 2) den Ersten Weltkrieg in den zeitgenössischen Selbstbeschreibungen – als Katharsis oder als Krise der Moderne und 3) um den Zusammenhang von Krieg und soziokulturellem Wandel.

Aus dieser Sicht ging es darum, den „Großen Krieg“ sowohl unter dem Aspekt des Bruchs als auch der Kontinuität im Rahmen der Moderne zu thematisieren. Zum einen ist die Wahrnehmung einer quantitativ und qualitativ neuen Erfahrung des Krieges, noch dazu in den hegemonialen Gesellschaften Europas und damit der Welt, ausreichend belegt. Nicht zufällig setzt Eric Hobsbawm 1914 als das Ende des von ihm bewunderten „langen 19. Jahrhunderts“ und den Beginn des „kurzen 20. Jahrhunderts“ an. Gleichzeitig war es aber ein zentrales Anliegen des Symposiums, den Krieg auch als Fortsetzung, Intensivierung und Bestätigung bereits vorhandener diskursiver Konstruktionen von Modernität zu untersuchen.

Der Soziologe Hans Joas (Berlin) stellte den Schock der Gewalterfahrung, die in die Sakralsphäre des Körpers eingreift, in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Aus ihr sei das Bewusstsein der radikalen Kontingenz individueller Existenz resultiert. Joas definierte Kontingenz im Sinne Luhmanns als „etwas, das weder notwendig noch unmöglich ist“. Dass das Kontingenzbewusstsein im Gegensatz zu früheren Kriegserfahrungen von nun an den Deutungshorizont der Moderne prägen konnte, sei auf die Vorbereitung im Denken Bergsons, Nietzsches und des Pragmatismus zurückzuführen. Als wesentliche Auswirkung dieser Philosophie der Kontingenz, die nun zur Verfügung stand, sah Joas einen grundlegenden Wandel im Zeitbewusstsein, der sich in einer neuen Vorstellung von Gegenwart äußerte. Während vor diesem Bruch im Zeitbegriff „Gegenwart“ gleichsam naturwissenschaftlich als objektivierbar und lokalisierbar gesehen wurde, war es nun der Aspekt der Wahrnehmung, der „durée“ (Bergson), auf dessen Grundlage die Gegenwart konstruiert wurde. Der Erste Weltkrieg habe diesen Wandel zur kollektiven Erfahrung gemacht, ein Befund, der allerdings nur für einige europäische Länder gelte und nicht als globale Auswirkung gesehen werden dürfe.

Joas` einleitender Vortrag gab den Rahmen für die folgenden Beiträge vor, die aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen die Frage nach der Wahrnehmung des Krieges thematisierten. Die Germanistin Barbara Besslich (Freiburg) sprach mit Hermann Bahr über einen österreichischen Literaten, für den der Erste Weltkrieg in vieler Hinsicht den im Titel der Veranstaltung angeführten kathartischen Effekt hatte. Ausgehend von Johann Plenges Gegenüberstellung von 1789 und 1914 als zentrale symbolische Daten für Weltanschauungen habe Bahr die Ereignisse als glanzvolle Erscheinung deutschen Wesens gedeutet. Kapitalistische, intellektualistische, französisierende und ästhetisierende Haltungen hätten ausgedient. Bahr bejubelte den Sieg des Staates über die Wirtschaft, seine allgemeine Anerkennung als gottgebene Größe und seinen Vorrang vor der Nation – eine Auffassung, die nach Besslich spezifisch der Problemlage der Habsburgermonarchie entsprungen sei.

Einen zweiten wesentlichen Schriftsteller Österreich-Ungarns präsentierte Wolfgang Nehring (Los Angeles) in seinen Ausführungen zu Hugo von Hofmannsthal's Kriegsprosa. Auch Hofmannsthal habe an der Kriegseuphorie partizipiert und wollte als Mensch, der in der Welt des Ästhetischen lebte, sich an der geistigen Kriegsführung beteiligen und sich poetisch mit der Welt der Taten verbinden. Sein Ziel, so Nehring, sei es gewesen, den Geist von 1914 in seinen Werken zu repräsentieren und den Sinn hinter den Taten darzustellen. Ein Mittel dazu sei die Anknüpfung an große Taten der österreichischen Vergangenheit gewesen, indem er z. B. den Prinzen Eugen als den größten Österreicher darstellte. Der Verlauf des Krieges habe Hofmannsthal allerdings stärker als Bahr zu einem ausgeprägten Austriazismus geführt, der in Ausformulierung einer österreichischen Sendung gipfelte und ihn in Österreich im Gegensatz zum preußischen Deutschland ein „Europa im Kleinen“ sehen ließ.

Während Bahr und mehr noch Hofmannsthal im Laufe des Krieges zunehmend das Österreichische ihrer Identität betonten, stand für den Philosophen Fritz Mautner der Kampf für das Deutschtum insgesamt bis zu seinem Tod im Jahr 1923 im Vordergrund. Dennoch, so der Historiker Peter Stachel (Wien), sei auch dessen Haltung aus dem multinationalen Kontext der Habsburgermonarchie heraus erklärbar. Mautner sah den Krieg als Verteidigungskrieg, der den Deutschen aufgezwungen worden sei und zu ihrer kulturellen Vernichtung geführt werde. Kennzeichnend für seine Kriegspublizistik sei der (scheinbare?) Gegensatz zu seiner Sprachkritik gewesen: Mautner als radikaler Nominalist fasste Sprachkritik als für Kulturkritik ungeeignet auf, für die nationale Identitätsstiftung allerdings habe er sie als geeignet befunden. Zweisprachigkeit wie in Böhmen (von wo er stammte) hielt er für unmöglich, die Schablone des böhmischen Sprachenkonflikts legte er daher auf den Weltkrieg um.

An der Sicht auf Gewalt und Krieg in der Geschichte bei Aby Warburg legte die Soziologin Katharina Scherke (Graz) ihre Überlegungen an. In Warburgs Denken spielte der Gegensatz zwischen einem aggressiven und einem rationalen Pol der menschlichen Kultur die zentrale Rolle. Diese Bipolarität finde man in jeder Epoche, wobei Warburg selbst alles Irrationale abgelehnt habe. Sein Glaube, dass die Wissenschaft den aggressiven, irrationalen Anteil im menschlichen Denken beherrschen könne, wurde durch den ersten Weltkrieg schwer erschüttert. Diese Erfahrung habe, obwohl er aus Altersgründen selbst nicht an der Front war, wesentlich zu seinem psychischen Zusammenbruch beigetragen.

Den Zusammenhang zwischen der Modernisierung des Krieges durch die Technik und dessen Wahrnehmung thematisierte anschließend der Historiker Peter Wilding (Graz). Zum einen sei der Widerspruch zwischen der technisch indizierten Effizienzsteigerung des Tötens und den starken traditionellen militärischen Wertvorstellungen kaum verarbeitet worden. Wilding wies hier auf die Anonymisierung des Tötens und die psychische Traumatisierung hin. Gleichzeitig wurde aber auch das Bild des Technikers als Wegbereiter einer friedlichen Zukunftsgesellschaft erschüttert. Im Gegenteil, so Wilding, trat der Ingenieur neben den Offizier oder Soldaten als neuer Hauptakteur der Kriegsführung. Trotz dieser Desillusionierung habe der Erste Weltkrieg nicht zur Ablehnung, sondern eher zur Prestigesteigerung von Technik geführt.

Die Auswirkungen des Krieges auf die diskursiven Konstruktionen von Geschlecht, insbesondere im deutschnationalen Lager, erörterte die Historikerin Heidrun Zettelbauer (Graz). Ein zentraler

Punkt ihrer Ausführungen war der Hinweis auf die „Modernität antimoderner Geschlechterbilder“. Die Vorstellung vom weiblichen Körper als Grenze der Nation, u. a. mit der Folge einer Abwehr von nationalen Mischehen, weist auf die zentrale Bedeutung der nationalen Aufladung aller Lebensbereiche hin. Daraus resultierte eine strikte Kontrolle weiblicher Handlungsräume, die Ausbruchsmöglichkeiten während des Krieges stark relativierte. So ermöglichte der Einsatz in Kriegslazaretten zwar geographische Mobilität. Die Teilhabe an der Kriegergemeinschaft war allerdings, so Zettelbauer, mit Gehorsam verbunden und habe außerdem den Intimraum bürgerlicher Familien reproduziert, indem die Krankenschwester als „Mutter“ oder „Schwester“ der Soldaten imaginiert wurde.

Die Seite der vom Krieg beschädigten Soldaten thematisierte der Historiker Hans-Georg Hofer (Freiburg), der vom Diskurs über die „Zitterer“ als charakteristisches nervliches Leiden ausgehend die Rolle der Medizin und ihren Wandel untersuchte. Wirtschaftliche, militärische und medizinische Aspekte spielten z. B. in der Medikalisierung des Krieges eine wesentliche Rolle, Ziel war analog zum technischen Fortschritt, wie ihn Wilding skizzierte, eine Effizienzsteigerung der Tauglichmachung der Soldaten für die Front. Hierbei habe sich die Ambivalenz zwischen der modernen und rationalen Behandlung und dem Kriegsverlauf, der sich gerade der Kontrolle entzog, deutlich gezeigt.

Die Germanistin Bettina Rabelhofer (Graz) stellte die Frage von Medizin, „Nerven“ und Krieg in Zusammenhang mit der Psychoanalyse. Während zuerst eine Deutung des Krieges als Kampf zwischen Impulsen des Eros und Thanatos im Individuum dominierte, so trat später der Konflikt zwischen Ich-Libido und neuem (soldatischem) Ich-Ideal in den Vordergrund. Der Misserfolg der Schulpsychiatrie wurde nun mit dem defizitären Willen des Soldaten, der in der Erfolglosigkeit der Behandlung einen Schutz vor dem Fronteinsatz sah, begründet. In einem zweiten Teil thematisierte Rabelhofer schließlich Frank Kafkas Text „In der Strafkolonie“, dem das Trauma mit seinen komplexen erotischen Konnotationen und Erörterungen von Schuld und Strafe als Struktur eingeschrieben sei.

Die Erfahrung des Krieges in konkreten Teilen der Habsburgermonarchie untersuchten die Ethnologin Gabriela Kiliánová (Bratislava) und der Historiker Pierre de Trégomain (Paris) in ihren Beiträgen. Kiliánová stellte die vorläufigen Ergebnisse der Analyse einer Sammlung mündlicher Erzählungen über den Ersten Weltkrieg in der Slowakischen Akademie der Wissenschaften vor. Dabei werde deutlich, dass das wirklich Schreckliche nicht kommunizierbar sei, der Krieg wurde nur so weit erzählt, wie er auszuhalten war. Seitens der slowakischen Männer spielte die Schilderung der Eigenart des „Großen Krieges“, wie z.B. der Einsatz von Technik, kaum eine Rolle, viel mehr dominierte der Vergleich mit dem Zweiten Weltkrieg. In den Erinnerungen der Slowakinnen sei die Selbstständigkeit und Verantwortung im Haushalt und für den Erhalt der Familie zentral. Die Traumata werden allerdings in den Liedern „losgesungen“, während die gesprochenen Texte wenig emotionelles Vokabular aufwiesen. Pierre de Trégomain wiederum sprach über die Siebenbürger Sachsen und wies auf ihr Jahrhunderte langes Selbstverständnis als Träger von Fortschritt hin. Die Prozesse der Zentralisierung, Demokratisierung, Individualisierung und Industrialisierung wurden allerdings als Bedrohung aufgefasst und führten zu einer konservativen, auf der lutherischen Kirche als Grundlage von Gemeinschaft beruhenden Haltung. Der Krieg wurde als Chance gesehen, den Gefahren des Fortschritts zu entkommen. Er diene dazu, das Kollektive in den Vordergrund zu rücken und das eigene Volk als ewige religiöse Größe zu feiern. Die Sakralisierung des Krieges verhinderte allerdings nicht seine modernisierenden Auswirkungen. Die Kooperation der Geistlichkeit als Sprecher der Sachsen bewirkte insbesondere nach 1918 deren Delegitimierung und die säkularisierende Umdeutung des Kollektivs in eine „völkische Gemeinschaft“.

Musik als Element des „Kulturkriegs“ stellten die Historikerin Martina Nußbaumer (Graz) und die Romanistin Marion Schmid (Edinburgh) in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Nußbaumer hob die Überzeugung in der österreichischen Musikwissenschaft von der Überlegenheit der österreichischen bzw. der deutschen Musik hervor. Der Krieg diene allerdings auch als Argument gegen die zeitgenössische Musik, die nervenzerrüttend und gegen die Kriegsmoral gerichtet sei.

Die Argumente seitens der Musikwissenschaftler seien als vieldeutig zu sehen und enthielten Topoi der Völkerverständigung, des habsburgischen Gesamtstaatsgedankens ebenso wie der „deutschen“ Überlegenheit. Diese propagandistischen Texte standen allerdings, so Nußbaumer, im Gegensatz zur Aufführungspraxis, in der sich ein Verbot von „Feindeswerken“ oder auch Auslandsreisen der Wiener Philharmoniker nicht durchsetzten. Marion Schmid wiederum untersuchte einen ähnlichen Diskurs auf französischer Seite anhand der Wagner-Rezeption im Frankreich des Ersten Weltkriegs. Die Wagner-Verehrung, so die Propaganda z. B. bei Saint-Saens, beraube die Franzosen ihres Nationalgefühls, Wagner selbst sei der Inbegriff des aggressiven Deutschlands. Deutlich sei die Verbindung zwischen Wagner-Feindschaft und Antimoderne zu sehen, die die Kunst der Avantgarde als deutschen Ursprungs auffasste. Der Auswirkung dieser Propaganda war, so Schmid, gleichzeitig die Verbannung von Wagner aus den französischen Opernhäusern zwischen 1915 und 1919 und die Marginalisierung der Avantgarde bis in die 1920er Jahre.

Auf die Konstruktion von Feindbildern in Opern ging der Musikwissenschaftler Peter Revers (Salzburg) ein. Der Topos der „gelben Gefahr“ sei um 1900 einerseits als quasi mystische und übermenschliche Bedrohung präsentiert worden, andererseits aber auch z. B. als Glaubenskrieg konkretisiert worden. Auch in Opern wie D'Alberts „Mister Wu“ und Melchior Lengyels und Theodor Szantos „Taifun“ (1910) sei das Bild einer starren und entwicklungslosen, gleichzeitig totalitären Kultur der „Gelben“ gezeichnet worden. Hinter diesem Feindbild stand offensichtlich die Legitimation imperialistischer Ziele, sie waren aber gleichzeitig so unbestimmt gewesen, dass sie auch während des Krieges auf jeweilige Gegner (z. B. als „Hunnen“) anwendbar waren.

Der Musikwissenschaftler Dominik Schweiger (Wien) verglich in seinem Beitrag die kompositorische Entwicklung Leoš Janáčeks und Anton Weberns miteinander. Ersterer komponierte während des Krieges und danach patriotische, triumphalistische, panslawistisch geprägte Werke und empfand die Gründung der Tschechoslowakischen Republik als Befreiung. Webern hingegen wandte sich unter dem Eindruck des Krieges zunehmend religiösen Themen zu und brachte in seinen Kompositionen die verzweifelte Suche nach Sicherheiten zum Ausdruck. Die Dodekaphonik als strikte Gesetzmäßigkeit wurde für ihn zum kompositorischen Prinzip, das dieses Bedürfnis erfüllte.

Resümierende Beiträge boten abschließend der Historiker Gerhard Hirschfeld (Stuttgart) und Toni Tholen (Frankfurt/Main). Hirschfeld skizzierte die Entwicklung der Weltkriegshistoriographie von einer politischen Ausrichtung, die sich primär mit der Kriegsschuldfrage auseinandersetzte, über eine sozialgeschichtliche zu einer alltagsgeschichtlichen, die das „Kriegserlebnis“ in den Mittelpunkt stellte. Unter dem Einfluss insbesondere der französischen Geschichtswissenschaft (Annales-Schule, Marc Ferro, Jean-Jacques Becker) entstand so ein Blick auf den Krieg, der ihn in der Vielschichtigkeit seiner Wahrnehmung nach Gender, sozialer Schicht, Situation in Schützengraben und Heimatfront etc. thematisiert. Hierin sei auch die Möglichkeit der Anbindung an ein Konzept der „Kulturwissenschaft“ zu sehen.

Die Brücke zum einleitenden Thema der Kontingenzerfahrung (Hans Joas) schlug schließlich Toni Tholen, der den Ersten Weltkrieg als Ausgangspunkt postmodernen Denkens thematisierte. Dieses knüpfe wesentlich an Kojèves Hegel-Vorlesungen an, die die Herr-Knecht-Dialektik erörterte. Der Herr, gekennzeichnet durch bedingungslose Todesbereitschaft, und der Knecht, der an seinem Leben hängt, repräsentierten Erfahrungsdeutungen, die der Erste Weltkrieg stark mitbestimmt habe. Die Todeserfahrung auf dem Schlachtfeld als heroischer Nihilismus, als der Haltung des „Herrn“, habe die Surrealisten ebenso geprägt wie Heidegger und „Postmoderne“ wie Baudrillard, der den Opfertod als Entkommen vor dem Gesetz von Kapital und Arbeit feiere. Die Opferlogik als Ausdruck der Abkehr vom zweckrationalen, kalkulierenden Ich wurde von Tholen entschieden abgelehnt. Dabei weise gerade auch die Postmoderne als Umwertung der Moment- und Bruchstückhaftigkeit von einer Ursache des Leidens in eine Bedingung von Freiheit (wie bei Hermann Broch) auf eine aporetische Situation hin, die nach dem Aufbruch in eine andere Moderne drängt.

Kontaktadressen

Petra ERNST
Universität für Musik und darstellende Kunst
Leonhardstraße 15, A-8010 Graz
Tel.: 0316/389-1210, Fax: 0316/389-1710
E-Mail: petra.ernst@kug.ac.at

Sabine HARING
Karl-Franzens-Universität Graz/Institut für Soziologie
Resowi, Universitätsstraße 15/G4, A-8010 Graz
Tel.: 0316/380-7079, Fax: 0316/380-9515
E-Mail: sabine.haring@kfunigraz.ac.at

Werner SUPPANZ
Karl-Franzens-Universität Graz/Institut für Geschichte
Elisabethstraße 27, A-8010 Graz
Tel.: 0316/380-8075, Fax: 0316/380-9738
E-Mail: werner.suppanz@kfunigraz.ac.at

© Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2001.
Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der AHF.
Heruntergeladen von www.ahf-muenchen.de.